

Vom Ruß in Krakaus Osten

Die ehemalige sozialistische Vorzeigestadt Nowa Huta wird Kult - und zieht immer mehr Besucher an / Von Reimund Lepiorz

Die Aleja Róż, die Rosenallee, lag früher einmal im Zentrum einer neuen Welt. Heute ist sie Randlage und ein Stück beiseite gelegter Geschichte. Bevor das Grün der Gärten und Bäume im Frühjahr durchbricht, herrscht ein beständiges Grau - der Ruß, den die Stahlhütte fast fünfzig Jahre lang über der Stadt ausgeblasen hat. Bisher hat ihn niemand von den Gebäuden abgewaschen, vielleicht geht er auch gar nicht mehr raus. Man weiß es nicht genau.

Danuta Szymozska leitet das Kulturzentrum in der Góralensiedlung, unweit der Rosenallee. Sie kam hierher, als alles noch im Aufbruch war, eine Stadt mit Perspektiven, guten Verdienstmöglichkeiten und hohem Prestige. Es gab breite, saubere Straßen, ein funktionierendes Sozialsystem und elektrisches Licht. Heute denken die meisten, wenn sie Nowa Huta hören, an Slums, an Rückständigkeit und Gefahr, warum auch immer. In Krakau passiere mehr, so die Statistiken, sagt Frau Szymozska.

Dann zieht sie wie zum Beweis für den fälligen Imagewandel drei Bücher aus dem Regal. Einen Reiseführer für Nowa Huta, vor kurzem erschienen und offenbar der erste ernstzunehmende. Dann einen Bildband, auch noch frisch. Sie schlägt das Jahr 1979 auf, der Blick aus dem zweiten Stock auf das beschädigte Lenindenkmal am Plac Centralny. Jemand wollte den Ungeliebten endlich wegbomben, kratzte aber nur am Fuß. Das Denkmal ist verhüllt, einige ernst blickende Offizielle geben vor, es handle sich um Patinapflege. Nur der Fotograf hielt den Tatbestand fest, indem er unbemerkt zwischen den langen Haaren seines Freundes hindurchknipste. Im dritten Buch sind Vorstellungen idealer Städte italienischer Renaissance gemalt. Daran habe man sich ganz am Anfang noch orientiert: an Klarheit, Geradlinigkeit und Schönheit. Nur blieb es nicht dabei. Nowa Huta wurde in der Tat nie ganz fertig. Krakaus Vorstadt geriet mit den Jahren stetig außer Form und wuchert heute an ihren Enden, obwohl der Plan anderes, Großes vorsah.

Nowa Huta war seinerzeit ein Ideal, das war 1949. Aber hinter dem Bau der "Neuen Hütte" mit zugehöriger Arbeiterstadt steckte mehr als der Versuch, eine funktionale Wohnform zu kreieren. Eine Begründung für die Notwendigkeit des schwerindustriellen Komplexes gleich neben Krakau steht nach vernünftigen Maßstäben bis heute aus. Dafür gibt es eine ideologische: Dem erzkatholischen, intellektuellen, reaktionären, kurzum gefährlichen Krakau würde ein gesunder Arbeiterschwerpunkt guttun. Über kurz oder lang, so die Vorstellung, färbt die erste sozialistische Stadt auf polnischem Boden auf Krakau ab. Und schließlich würde das Modell ein Beispiel für den Rest des Landes abgeben.

Das hat genausowenig geklappt wie bei Eisenhüttenstadt einige Jahre danach, aber es fing ganz ordentlich an, noch dazu hochsubventioniert und protegiert: Wenn die Hütte aufstampfte, dann wackelten in Krakau die Tische, hieß es. Das Verhältnis zwischen den beiden Zentren war jedenfalls über Jahre angespannt. Und noch heute steht das anrühige Image dem Wunsch nach Normalität entgegen. Obwohl die ehemalige Arbeiterstadt längst eingemeindet sei, gebe es eine unsichtbare Wand, sagt Frau Szymozska. An Nowa Huta klebt ein Makel, der sich, wie der Ruß an den Fassaden, offenbar nicht völlig abwaschen läßt.

Aber dann war da noch ein anderes Nowa Huta, das Jan Franczyk meint, wenn er davon spricht, daß die Vorstadt im Gegensatz zu vielen anderen immerhin ihren ganz eigenen Charakter habe. Franczyk ist Redakteur der Stadtteilzeitung "Stimme Nowa Hutas". Er meint die Zeit, als die Bewohner der gottlos und folglich kirchenlos konzipierten Stadt für Gotteshäuser kämpften, Karol Wojtyła, damals Bischof von Krakau, 1977 schließlich das erste, die "Arche des Herrn", vor Ort einweihte, und Nowa Huta später zu einer Hochburg der Solidarnosc wurde. Eine wehrhafte Stadt, mit einer selbstbewußten Arbeiterschicht, die sich mit zunehmenden Systemkrisen nichts mehr vormachen ließ.

Heute hat die Solidarnosc nicht mehr den alten Elan, geschweige denn Einfluß. Die Arbeiterelite erlebte den Prestigeverlust der Vorzeigestadt als ihren eigenen. Arbeit ist in der ehemaligen Stadt der Arbeiter genauso rar geworden wie im übrigen Polen. Kirchen gibt es dafür neun, und es wird weitergebaut, denn Kirchen kann es in Polen nie genug geben.

Es ist stiller geworden um Nowa Huta. Zwei Revolutionen fegten durch die Stadt: eine von oben verordnete, der die Stadt quasi ihre Existenz verdankt, und die der Solidarnosc. Eine ideologische und symbolische Rolle kam ihr nur in der Volksrepublik zu. Eine neue Rolle steht aus. Als Andrzej Wajda hier 1976 den "Mann aus Marmor" drehte, gab es keinen besseren Ort in ganz Polen, um den langsamen Zerfall mitzuschneiden. Am Ende der Volksrepublik blieb schließlich eine Vorstadt, die gelegentliche Kontroversen auslöst und ansonsten einfach nur da und komplett bewohnt ist. Jeder vierte Krakauer, etwa 220000 Menschen, leben im größten Krakauer Stadtteil. Und nur wenige wollen weg, sagen Erhebungen. Sie hängen an Nowa Huta. Es gibt Liebhabervereine, die sich um das Wohl und Wehe ihrer Wohngegend sorgen, und diverse private Websites, die das Image aufpolieren wollen.

Als Andrzej Wajda und andere allerdings eine Art "Sozlandia" vorschlugen, ein Freilichtmuseum, ein Stück eingefrorene Zeit mit Versatzstücken aus dem Sozialismus in den Straßen um den Plac Centralny, stieß der Vorschlag auf wenig Gegenliebe. Es passe nicht zu einer vitalen Stadt, sagen sie. Nowa Huta ist vielleicht ein Relikt, eines jener Geschenke Stalins, die man nicht zurückgeben kann, und in diesem Sinne behält es zwar die Chance, wie so vieles irgendwann Retrokult zu sein. Aber man wolle nicht vorgeführt werden wie im Zoo. Und dann geht es ihnen wohl einfach auch zu nah. Keiner wünscht sich die Zeiten zurück, nicht einmal museal konserviert.

Planerisch gesehen klebt Nowa Huta wie ein Anbau am nordöstlichen Rand der Kulturstadt, den Raum zwischen Krakau ließ man großzügig liegen, und sieht den meisten offiziellen Anlässen aus der Ferne zu. So war es bei den Feierlichkeiten zur europäischen Kulturhauptstadt im Jahre 2000, und zum siebenhundertfünfzigjährigen Bestehen in zwei Jahren machen Stadtliebhaber zwar Vorschläge für Touristentrassen, rechnen aber kaum mit üppiger Resonanz. Dennoch zieht das Relikt unvermeidlich mehr und mehr Neugierige an.

Im Norden und Süden verbinden riesige Ausfallstraßen beide Städte. Neubauten füllen die Brachflächen an einigen Stellen. Investoren haben den Raum entdeckt, vorteilhaft gelegen zwischen zwei bevölkerungsdichten Zentren. Opel und Mercedes fanden Nischen, im Norden ein Hypermarkt der französischen Géant-Kette, ein Obi-Baumarkt, Tankstellen, Kleingewerbe. In der Mitte zwischen Nord- und Südzugang rattern Straßenbahnen fast übergangslos von einer Welt in die nächste. Sie sind immer voll. Eine halbe Stunde brauchen sie für die zehn Kilometer.

Etwa zwanzig Minuten hinter dem Krakauer Bahnhof, kurz nach dem Park um das Luftfahrtmuseum, sieht alles noch so aus, als sei es ein Stück Krakaus. Zumal die Peripherie polnischer Städte oft das gleiche Bild bietet: Dezent schieben sich die ersten Blocks ins Bild. Raum ist dazwischen großzügig vorhanden, aber er macht nicht viel her. Riesige Klötze wirken wie zufällig hier gelandet. Einige dümpeln wie havarierte Schiffe vor sich hin. Saniiert wurde wenig die letzten Jahre.

Was danach folgt, hat sich bei Architekten und Stadtplanern bereits als ertragreich und gut begehbar herumgesprochen. Handelt es sich doch um das besterhaltene und größte Stadtzentrum Mitteleuropas aus der Phase des sogenannten sozialistischen Realismus: Bei der "bunten Siedlung", die ihren Namen kaum noch verdient, biegt die Tram Nr. 4 unvermittelt in die "Allee Jan Paul II" ein und führt entlang stalinistischer Fassaden, ebenso grau, aber sonst wie neu. Die Moderne kommt hier kolossal daher mit palastartigen Wohnhäusern, breiten Fronten, Zinnen, Gesimsen und Säulengängen. Das Ensemble muß damals mächtig Eindruck geschunden haben, so mitten auf den grünen Wiesen von Mogila, die den Bauern vor Baubeginn in kurzem Prozeß enteignet wurden.

Angekommen, wendet die Tram im weiten Rund beim Plac Centralny. Die Straßen gehen von hier, vielmehr von einem leeren Punkt dahinter, strahlenförmig aus. Ein Kulturpalast war geplant, dem der Platz nur vorgelagert gewesen wäre. Der Palast selber würde heute dem Kulturpalast in Warschau ähneln, blieb aber Fiktion, ein weiteres Stück planerischer Utopie,

ebenso ein großangelegter Park als südlicher Abschluß der Stadt. Verwirklicht wäre der Palast vom Wawel und jedem erhobenen Punkt in Krakau aus sichtbar, genau wie die Schloten der Stahlhütte und vermutlich genauso unbeliebt.

Lenin steht mittlerweile in einem schwedischen Vergnügungspark, so bleibt der Plac Centralny bis auf Blumenrabatten leer. Auf den Bänken sitzen Kinder und lecken Eis. Die Rentner versammeln sich im Park auf der anderen Straßenseite, bei der Rosenallee, die schnurgerade bis zum Horizont zu reichen scheint. Die fünf Hauptachsen, die Rosenallee als mittlere, führen zu den rund zwei Dutzend Siedlungen, die im Halbkreis um das Zentrum angeordnet sind. Sie lassen erahnen, was die Planer damals bezweckten: kleine kommunale Wohneinheiten für jeweils etwa fünftausend Bewohner, die fast dörflich wirken. Viel Grün, kleine Gärten, die Häuschen werden niedriger - Rentneridyllen, bessere Mietskasernen, Arbeit, Wohnen, Schlafen, am Reißbrett projektierte Glückseligkeit.

Am Plac Centralny, zu Propagandazwecken geschaffen, protzen dafür die Fassaden. Sie halten zum Glück aber nicht, was sie versprechen, wenn man die Säulengänge passiert. Kinder spielen in den Höfen, Wäsche hängt auf langen Leinen, und irgendwo repariert stets einer sein Auto.

Vom Plac Centralny aus führt die "Allee General W. Anders" als eine der Hauptachsen bis zur breiten Biencyzka-Straße. Sie wiederum ist die fast unscheinbare Grenze zwischen stalinistischem Stadtideal und pragmatischer Schlafstadtarchitektur. Denn eigentlich, darauf legt man hier besonderen Wert, gibt es zwei Nowa Hutas: das stalinistische, aus Stein und Ziegel erbaute, symmetrisch und geradlinig, das die Zeit paradoxerweise geadelt hat. Und dann einen Wald aus freudlosen Blocks, Quadern, Türmen, ineinandergeschachtelten Gebilden von beachtlicher Größe. Er begann zu wuchern und zu wachsen, nachdem Chruschtschow seine Architekten wegen ihrer Verschwendungssucht rügte. Das war 1956. Alles müsse schneller gehen, pragmatischer, praktischer und billiger sein. Das Wohnideal war passé. Die Platte war eine folgenreiche Erfindung, in der heute 37 Millionen Mittel- und Osteuropäer leben, in Polen rund zwölf Millionen Menschen. "Pudlo" - Schachtel oder Termitenhügel nennen sie ihre Wohnform hier und drucksen ein wenig herum, wenn man höflich von Normalität spricht. Wohnraum ist rar in Polen. Laut sozialistischem Plansoll kam sehr wenig Wohnraum auf eine Person.

Hier, an der Nahtstelle der gespaltenen Stadt, rollt der Verkehr unaufhörlich. Ein steter Strom von Fußgängern bewegt sich von der Haltestelle zu den Märkten und Ladenzeilen, die entlang der breiten Straße entstanden sind. Die Verlagerung vom sozialistischen Zentrum hin zur nutzbaren Mitte ist kaum zu übersehen, obwohl man auch am Plac Centralny ganz prächtig einkaufen kann. Sie kommen aus allen Teilen der Vorstadt zum Einkaufen, aber doch öfter zu den neuen Märkten.

Linkerhand auf einer Freifläche vor niedrigen, quaderförmigen Blocks hat sich gleich nach der Wende der Basar und Budenmarkt Tomex etabliert. Passenderweise bei der Siedlung der nationalen Unabhängigkeit. Das etablierte Provisorium ist neben der Stahlhütte einer der größten Wirtschaftsfaktoren des Stadtteils, ein schlichter Beleg für das Machbare. Der Basar war schon mehrfach totgesagt, weil die neuen Zeiten ihn irgendwann schon überflüssig machen würden. Gerade, da in unmittelbarer Nähe eine Einkaufspassage entstand, die Einkaufspassagen in Berliner oder Hamburger Vorstädten in nichts nachsteht.

Tomex steht noch, ist fünf Fußballfelder groß und zweigeteilt wie Nowa Huta. Teil eins besteht aus feststehenden, gemauerten Buden von Apotheke bis Zigarettenladen. Teil zwei, die Freiflächen dahinter, saugt Händler aus der Umgebung und ganz Südpolen auf. Sie fahren mit Wagen und Lastern an und verkaufen direkt ab Laderaum. Auch Russen, Weißrussen, Vietnamesen, manchmal Armenier oder Ukrainer sind darunter, die ihre Ware zwischen Tand, Folklore und markenlos Brauchbarem auf Teppichen ausrollen.

Beim Tomex trifft man wieder auf die Nr. 10, die zuvor bei der bunten Siedlung nach links abbog. Die Tram rumpelt tiefer hinein in den Plattenwald, vorbei am morbiden Kaufhaus Wanda. Unweit davon grüßt die "Arche des Herrn", sie sieht aus wie eine riesige Muschel aus Beton. Es geht entlang der Jagiellonensiedlung, der Siedlung der Kombattanten, der Siedlung des goldenen Zeitalters, in Richtung Norden. Einige Kilometer streift die Tram Ausgesuchtes aus

der polnischen Geschichte. Die Namen geben den Siedlungen ein Gesicht. Ehrlicher wäre es zwar gewesen, die Siedlungen nur A, B oder C zu nennen. Doch damit ließ sich weder Politik noch Staat machen.

Endhaltestelle ist zwischen der Siedlung der Piasten und der Siedlung der Septemberhelden auf einer leichten Anhöhe mit weitem Blick nach hinten wie nach vorne. In fünfzig Jahren Volksrepublik verbaute man eine Fläche, für die das alte Krakau tausend Jahre brauchte. Und weil alles wie aus dem Boden gestampft war, hört die neue Stadt ganz unerwartet auf. Es ist einfach Schluß. Der Fußgängerstrom versiegt urplötzlich, ein paar Blocks ragen aus der Erde, dann Felder, dann die Fernlinie nach Warschau ohne Anschluß für Nowa Huta. Dann bereits kommt Batowice: ein Dorf mit kläffenden Hunden und zu jeder Jahreszeit staubigen Straßen.

Die "10" aber bringt Besucher in knapp dreißig Minuten auch wieder zurück ins ehrwürdige Krakau.